

## STICHWORT

Zur **Stadtentwicklung** rief schon der Prophet Jeremia auf: „Suchet der Stadt Bestes“, forderte er. Wenn Gläubige sich in die Geschehnisse ihres Ortes einmischen, geht es darum, das Beste für seine Bewohner zu suchen. Diakonie-Gründer Johann Hinrich Wichern hat dafür Mitte des 19. Jahrhunderts die theologische und praktische Grundlage geschaffen, die gelebte Nächstenliebe. Nicht die Häuser einer Stadt stehen im Vordergrund, sondern ihre Bewohner. Gebäude und Straße prägen ihr Wohl. Gibt es Einkaufsmöglichkeiten, Ärzte und Hilfsdienste im Viertel? Fühlen sich die Menschen sicher im Park? Gibt es soziale Treffpunkte? Auch hier ist wieder die Kirche gefragt – mit ihren Gebäuden und mit ihren Menschen. *cv*

## Das Ziel war die Stadt ohne Gott

Doch die SED brauchte Devisen

**Sonnig, luftig und der Zukunft zugewandt sollte sie nach dem Willen der DDR-Führung werden, die neue sozialistische Stadt als Heimstatt für den neuen sozialistischen Menschen. Da war kein Platz für Altes wie die zum Absterben verurteilte Religion. Doch schnöder Devisenmangel zwang zum Umdenken.**

Von Tilman Baier  
**Schwerin.** Was eine sozialistische Stadt ausmacht, war in den ersten Jahren der DDR noch nicht so eindeutig. SED-Parteichef Walter Ulbricht ließ zunächst noch gegen die Moderne à la Bauhaus als westlich dekadent wettern. Entweder wurde prunkvoller sowjetischer Neoklassizismus wie in der Berliner Stalinallee kopiert oder aber wie die Rostocker Lange Straße ein „nationaler Baustil“ entwickelt. Nur eines war klar: Ein sakrales Gebäude gehört nicht dazu.

Doch um die durch Kriegsschäden und Flüchtlinge verursachte Wohnungsnot zu lindern, waren solche Prestige-Bauten viel zu teuer. Etlliche Nummern schlichter wurde dann auch die erste völlig neu angelegte Stadt der DDR nach den Vorgaben des „sozialistischen Realismus“ konzipiert. Sie sollte den Arbeitern des neuen Eisenhüttenwerkes an der Oder als „erste sozialistische Stadt auf deutschem Boden“ Wohnraum bieten. Als kurz vor der Einweihung 1953 der sowjetische Diktator Josef Stalin starb, bekam das spätere Eisenhüttenstadt zunächst dessen Namen. Eine Kirche hatte da keinen Platz.

An diesem Grundsatz hielten die Städteplaner im Auftrag der SED auch die folgenden Jahre fest. Baugenehmigungen für Sakralgebäude gab es so gut wie nie. In den neu errichteten Stadtteilen behielten sich Kirchengemeinden mit Provisorien, so in der Rostocker Südstadt mit einem Zirkuswagen in einer Kleingartenanlage. Noch in den 60er-Jahren wurden in Innenstädten wie denen von Leipzig, Wismar und Rostock historische Kirchen gesprengt, wenn diese der „sozialistischen Umgestaltung“ tatsächlich oder ideologisch im Weg standen.

Das änderte sich erst 1971, als Erich Honecker mächtigster Mann der DDR wurde. Er wollte die DDR modernisieren. Dazu brauchte er Devisen. Und er wollte die internationale Anerkennung. Die Kirchen mit ihrer beibehaltenen Verbindung zwischen West und Ost waren da gute Vermittler. So wurde 1972 nach einem Beschluss des DDR-Ministerrats ein kirchliches Sonderbauprogramm verabschiedet. Die Gemeinden konnten nun für D-Mark von bundesdeutschen Partnerkirchen bei staatlichen Unternehmen Bauleistungen kaufen – im Kurs 1 zu 1. So entstand auch auf dem Schweriner Großen Dreesch das Petrusgemeindezentrum (Foto) – heute ein wichtiger Ort für kirchliche Gemeinwesenarbeit in einem sozialen Brennpunktgebiet.



**Gegen D-Mark** durften ab 1972 in einigen Neubaugebieten der DDR Gemeindezentren errichtet werden. Foto: Tilman Baier

**Hamburg-Altonas Mitte gleicht einer Großbaustelle. 10 000 Menschen sollen hier bald leben. Die ersten sind schon da, auch Pastorin Vanessa von der Lieth. Denn auch an neuen Glaubensorten wird hier gezimmert.**

Von Mirjam Rüscher  
**Hamburg.** Ein Möbelwagen steht vor der Tür, Baulärm schallt von nebenan herüber, ein Kran schwenkt Bauteile durch die Luft – in Mitte Altona wird noch ordentlich gebaut. Im Hamburger Westen entsteht auf einem ehemaligen Bahngelände seit ein paar Jahren ein ganz neuer Stadtteil. Wenn alles fertig ist, werden hier etwa 10 000 Menschen mehr wohnen als vorher.

Einige Hundert leben bereits auf dem Gelände, eine von ihnen ist Vanessa von der Lieth. Die Pastorin der Kirchengemeinde Altona-Ost ist das Gesicht der Kirche vor Ort. „Hier ist nichts fertig, vieles ist noch provisorisch. Alle sind noch mit irgendwas beschäftigt“, sagt von der Lieth. Sie sitzt in ihrer Küche und schaut sich um, auch hier ist noch einiges provisorisch. Da ihre Diensträume noch nicht fertig möbliert sind, empfängt sie



**Die Häuser** wurden in rasentem Tempo gebaut.

Besucher gelegentlich noch im privaten Teil der Wohnung.

Bei einer Klausurtagung 2014 hat die Kirchengemeinde beschlossen, dass einer der Schwerpunkte der nächsten Jahre der neue Stadtteil Mitte Altona werden soll. „Die ersten großen Schritte waren der Kauf dieser Pastortatswohnung und der Beschluss, eine evangelische Kita zu eröffnen“, erinnert sich von der Lieth. Bereits Jahre vorher wurde über das Areal an der Harkortstraße diskutiert, doch 2014 verkündete die Bahn, dass sie den Fernbahnhof von Altona nach Dabitz verlegen wird. „Bis dahin hatten alle noch den Ball flachgehalten, aber dann kam richtig Bewegung in die Sache“, so von der Lieth.

Vier Jahre später steht ein Großteil der Häuser im sogenannten ersten Bauabschnitt. Und mitendrinn: Kirche. Nicht in Form eines Gebäudes, sondern mit der Pastorin vor Ort. „Wir haben damals gesagt, wenn wir als Kirche im neuen Stadtteil präsent sein wollen, dann brauchen wir ein Gesicht vor Ort“, sagt von der Lieth.

### Welche Gemeinde ist überhaupt zuständig?

Erst einmal mussten aber Akten und Pläne gewälzt werden, denn es musste die Frage geklärt werden, wer eigentlich zuständig ist. Es stellte sich heraus, dass der erste Bauabschnitt zur Gemeinde Altona-Ost gehört und ein Großteil des zweiten zur Gemeinde Ottensen. „Wir haben dann mit allen Anrainer-Gemeinden zusammengesessen, auch mit dem Propst, und das diskutiert. Uns war wichtig, dass wir das gesamte Gebiet



**Vanessa von der Lieth** zwischen der Park-Baustelle und einigen Häusern, die schon fertig sind. In Mitte Altona ist noch nichts fertig, auch Kirche nicht, sagt die Pastorin. Fotos (2): Mirjam Rüscher

## Das Gesicht der Kirche vor Ort

In Hamburg entsteht ein neuer Stadtteil – eine Pastorin ist dabei

zusammen bespielen, damit auch eine Identität im Stadtteil entstehen kann und wir für die Anwohner eine Gemeinde sind“, betont Pastorin von der Lieth.

Wie genau Kirche im Stadtteil später aussehen wird, das sei eh noch nicht klar. Wie alles andere, ist auch Kirche noch nicht fertig. An der Tür der Pastorin steht zum Beispiel noch kein Schild, „weil noch gar nicht klar ist, was da draufstehen soll“, sagt von der Lieth. Klar ist: Eine neue Kirche

wird es im Stadtteil nicht geben. „Früher hätten wir eine gebaut, aber davon haben wir genügend, auch in der direkten Umgebung“, betont die Pastorin.

Derzeit gibt es Überlegungen zu einem interreligiösen Zentrum, das im zweiten Bauabschnitt entstehen könnte. In den nächsten zwei Jahren wollen eine Projektgruppe des Kirchenkreises und die Arbeitsstelle „weitblick“ gemeinsam mit Vertretern des Interreligiösen Forums Ottensen ein Kon-

zept erarbeiten, wie ein solches Zentrum aussehen könnte. Das Projekt „Altona Mitt'einander“ wird von Externen moderiert, eine Steuerungsgruppe ist gerade dabei sich zu finden, berichtet von der Lieth. Die 43-Jährige ist sich sicher: „Die Idee wird dann attraktiv, wenn die Menschen vor Ort erleben, dass verschiedene Religionen friedlich miteinander leben.“ So ein Projekt böte viele Chancen, zumal in der Umgebung rund um die Mitte Altona nur etwa 20

Prozent der Bevölkerung überhaupt in der Kirche Mitglied seien. Wer im neuen Stadtteil der evangelischen Kirche angehört, darüber wird die Kirchengemeinde Altona-Ost vom Einwohnermeldeamt informiert. Die Anwohner, die bereits vor einem Jahr eingezogen sind, haben ihren ersten Gemeindebrief bereits erhalten.

„Ich habe schon viele Taufanfragen und auch schon einige Trauanfragen bekommen“, sagt von der Lieth. Im nächsten Jahr,

wenn der Park, der gerade in der Mitte des ersten Bauabschnitts entsteht, fertig ist, kann sie sich vorstellen, ein Taufest zu feiern.

Alles funktioniert im Moment über persönliche Begegnungen. „Es ist ein bisschen wie früher, wenn man neu in eine Wohngemeinschaft gezogen ist“, meint die Pastorin, „dann fragen einen alle, wer man ist, wo man herkommt.“

Und so führt sie in der Garage, im Innenhof, auf der Straße, in der Schule überall Gespräche mit neu-

## Es gibt Raum in der Herberge

Wichern-Baugesellschaft schafft Räume für Mieter, die sonst kaum eine Chance haben

**1956 Wohnungen besitzt die Wichern-Baugesellschaft in Hamburg. Ihre Mieter hatten häufig früher gar kein Zuhause. Nun leben sie wieder mitten in der Stadt.**

Von Bettina Albrod  
**Hamburg.** Der Spagat zwischen Ideal und Wirtschaftlichkeit ist schwer und das besonders auf einem so sensiblen Gebiet wie dem Hamburger Wohnungsmarkt. Dennoch ist es der Wichern-Baugesellschaft gelungen, seit ihrer Gründung vor 92 Jahren als gemeinnütziges Wohnungsunternehmen auf dem Markt zu bestehen und ihren Grundsätzen treu zu bleiben. 1927 wurde das Unternehmen vom „Verein für Innere Mission, Stadtmission Hamburg“ – heute „hoffnungsorte Hamburg“ – gegründet, um in der Tradition Johann Hinrich Wicherns Wohnraum für Menschen zu schaffen, die es auf dem Wohnungsmarkt schwer haben.

„Die Wichern Baugesellschaft ist eine Pflanze der Hamburger Stadtmission, die 1848 von Wichern gegründet wurde“, erklärt Geschäftsführer Ulrich Walter. „Die Stadtmission besteht bis heute weiter als Verein und arbeitet auf dem Gebiet der unmittelbaren Obdachlosenhilfe, wenn es um existenzielle Fragen geht.“ Die Wichern Baugesellschaft wurde als Tochterunternehmen gegründet und bedient sozusagen im zweiten Schritt die Bedürfnisse der Menschen, die eine bezahlbare Wohnung suchen. „Wichern wollte damals angesichts der katastrophalen Wohnungssituation in Hamburg der Not vieler Menschen begegnen“, so Walter. Das



**„Wir verzichten darauf, die Obergrenze der Mieten auszuschießen“,** sagt Ulrich Walter, Geschäftsführer von „Wichern-Bau“. Foto: Bettina Albrod

war 1927 nicht anders: Bis 1931 entstanden in nur vier Jahren 631 Wohnungen der Wichern Baugesellschaft in Hamburg. Diese Gründungsgeschichte und die Ziele Wicherns, der in der angemessenen Wohnraumversorgung breiter Bevölkerungsschichten einen christlichen Auftrag sah, prägen bis heute die Unternehmensphilosophie.

### Wohnungen schaffen und erhalten

Der Erhalt und die Schaffung von bedarfsgerechtem Wohnraum zu bezahlbaren Preisen sind die Kernaufgaben des Unternehmens, das derzeit 1956 Wohnungen in Hamburg besitzt und verwaltet. „Wir verbinden die Wohnraum-

versorgung mit der Integration behinderter Menschen und entwickeln zusammen mit sozialen Trägern Projekte für Personen, die am normalen Wohnungsmarkt keine Chance haben“, erklärt Walter. Tagesaufenthaltsstätten für Wohnungslose, Wohnungen für Menschen mit Behinderung oder auch die Sitze des Muttervereins seien in Häusern der Wichern Baugesellschaft untergebracht.

Dazu gehöre eine enge Zusammenarbeit mit der Evangelischen Stiftung Alsterdorf oder der Lebenshilfe. In Kooperation mit dem Bodelschwing-Haus werde Obdachlosen die Wiedereingliederung in die Gesellschaft erleichtert. „Wir bieten uns Trägern an und ermöglichen Projekte.“ Das Unternehmen stellt zusätzlich vielen Menschen Woh-

nungen zur Verfügung, die die hohen Mieten in Hamburg nicht bezahlen können. Dazu gehöre auch der Verzicht auf Erträge, betont Walter. Denn im Gegensatz zum sozialen Wohnungsbau würden Wohnungen, die nach der Förderung wieder dem freien Wohnungsmarkt zugeführt werden könnten, trotzdem weiterhin zu bezahlbaren Preisen vermietet. „Wir verzichten darauf, die Obergrenze der Mieten auszuschießen, das ist für uns eine Selbstverpflichtung auf unsere Ziele“, hebt Ulrich Walter hervor. Dazu gehöre auch, dass wie beim jüngsten Projekt sanierungsbedürftige Wohnungen nicht abgerissen, sondern ertüchtigt würden, um den Wohnraum für die Mieter zu erhalten, die sich Neubauwohnungen nicht leisten könnten.

Gleichwohl sind durch die erforderliche Wirtschaftlichkeit des Unternehmens, das sich über die Mieteinnahmen finanziert, auch Grenzen vorgegeben. „Die Preisentwicklung auf dem Hamburger Wohnungsmarkt ist enorm“, so der Geschäftsführer. Dennoch sei man bemüht, eine bestimmte Grenze beim Quadratmeterpreis der Miete nicht zu überschreiten. Viel Geld fließe in die Instandhaltung des bestehenden Wohnangebots. Das befände sich größtenteils in Altbauten, die einen hohen Sanierungsbedarf hätten und neuen gesetzlichen Auflagen genügen müssten. Energetische Sanierung und auch funktionale oder optische Aufwertung seien wesentliche Aufgaben der Gesellschaft. „Der Erhalt von Wohnraum ist neben der Schaffung von Wohnraum unsere große Aufgabe.“

## „Ein Chor schafft Mehrwert“

Die Arbeitsstelle „Kirche und Gemeinwesen“ sucht nach dem guten Leben

**An der Hamburger Universität gibt es die Arbeitsstelle „Kirche und Gemeinwesen“. Frank Martin Brunn leitet sie. Im Gespräch mit Catharina Volkert erklärt er die Vorteile des Landlebens.**

**Was bedeutet Gemeinwesenorientierung für eine Kirchengemeinde?**

Zunächst bedeutet es, den Sozialraum genau zu betrachten, links und rechts danach zu schauen, welche Institutionen und Einrichtungen in der Nachbarschaft ansässig sind. Können wir gemeinsam etwas tun und dadurch einen Mehrwert für das Zusammenleben gewinnen? Es geht nicht darum zu überlegen, wie ich meinen Gottesdienstbesuch steigern kann. Es geht darum, mit dem eigenen Potenzial öffentlich präsent zu sein.

**„Mehrwert für das Zusammenleben“, was bedeutet das für Sie?**

In einer Stadt- oder Dorfgemeinde lebt die Atmosphäre vor Ort davon, dass es Menschen gibt, die etwas miteinander zu tun haben. Forschungen zeigen: Je höher die Vereinsdichte ist, desto geringer ist die Abwanderung. Eine hohe Vereinsdichte ist ein Indikator dafür, dass die Menschen sich an einem Ort verwurzelt fühlen. Für sie ist ihr Dorf dann nicht bloß der Ort, von dem aus sie zur Arbeit pendeln. Das Gemeinschaftserleben fördert die Lebensqualität. Grundsätzlich sind wir als Kirche dafür gut aufgestellt, weil wir Angebote für alle Generationen haben und diese nicht ex-

klusiv für Mitglieder sind, sondern für alle. Eine Kita schafft Mehrwert für das Zusammenleben, aber genauso ein Chor, in dem auch Menschen singen, die keine Kirchenmitglieder sind. Das alles dient dem Gemeinwesen, weil es die Lebensqualität vor Ort steigert.

**Wie sollte eine Kirchengemeinde Gemeinwesenorientierung angehen?**

Im Grunde ist es ganz einfach. Wir haben ein Projekt und suchen uns in den vorhandenen Strukturen Unterstützung. Wenn wir etwa ein Gemeindefest organisieren und uns fehlen Zelte und Bänke, können diese vielleicht von der Freiwilligen Feuerwehr ausgeliehen werden. Ebenso sind wir bereit, andere bei ihren Anliegen zu unterstützen. Die Kirchengemeinde ist oft die Einzige im Ort, die Versammlungsräume hat. Öffnen wir sie für nichtkirchliche Gruppen und Personen?



**PD Dr. Frank Martin Brunn** untersucht Kirche vor Ort. Foto: privat

Eine vertiefte Zusammenarbeit wird durch Leitungsebenen vorangetrieben, dadurch, dass zum Beispiel Schuldirektor, Bürgermeisterin, Vereinsvorsitzende und Pastorin zusammenarbeiten. An sozialen Brennpunkten funktioniert das häufig sehr gut. Dort ist allen Beteiligten bewusst, dass gemeinsam etwas getan werden muss. In einem wohlgeordneten Stadtteil läuft die Zusammenarbeit manchmal nicht so einfach, weil kein Grund dazu gesehen wird.

**Ein aktuelles Problem ist die Veränderung der Ballungsräume – Großstädte wachsen, Dörfer verwasen.**

Die Menschen ziehen logischerweise dorthin, wo sie in der Nähe Arbeit finden. Aber dass Dörfer verwasen, hat auch damit zu tun, dass die Planung von neuen Wohngebieten häufig nicht optimal verläuft. Das Wohngebiet kommt dorthin, wo Platz ist, meist auf eine Fläche am Ortsrand. Alle, die dort hinzuziehen, stammen aus einer Generation, oft sind es junge Familien mit Kindern. Es entstehen Siedlungen mit einer relativ homogenen Altersstruktur am Ortsrand, aber das Dorfczentrum verodet.

**Was kann die Kirche tun?**

Bei Pastorinnen und Pastoren kommen häufig im Planungsstadium die Baupläne auf den Tisch, so habe ich es in meiner Zeit als Gemeindepastor in Mecklenburg erlebt. Das ist eine große Chance für die Ortsentwicklung. Eigentlich geht es zwar nur darum, ob

en Nachbarn. Meist stellt sie sich als Pastorin vor. Nur manchmal macht sie eine Ausnahme, wenn ihr einfach so gar nicht danach ist. „Ich bin als Gesicht aber schon sehr bekannt, weil ich bei vielen Bürgertreffs und Foren dabei gewesen bin“, sagt von der Lieth.

Die Nachbarschaft wachse langsam zusammen, sie entwickle sich vor allem über das Quartiersmanagement, die Forderung nach Tempo 30 und die Grundschule, die aus allen Nähten platzt, erklärt die Pastorin. „Kirche ist hier gut aufgehoben. Es gibt viele Themen, die modernisiert werden müssen – und darin sind wir gut“, betont sie. Stadtentwicklung, das sei doch genau das Thema der Kirche.

Ganz bewusst hat sie sich dafür entschieden, zunächst als Einzelperson der Kirche aufzutreten und die Institution Kirche erst einmal zurückzuhalten. „Das ist auch ein Selbstfindungsprozess. Die Situation ist für uns ja auch neu“, erklärt von der Lieth.

Alles sei provisorisch. Warum sollte Kirche da als Einziges fertig sein? Viel wichtiger sei es, ein Ohr in die Nachbarschaft zu halten, zu erfahren, was die Menschen beschäftigt, welche Angebote sie vielleicht später brauchen. Im Moment seien viele Sorgen noch der Baustelle geschuldet: Lärm, Dreck, die vielen Baustellenfahrzeuge und dann noch die Frage, wann der zweite Bauabschnitt denn wirklich kommt und damit Ruhe, weil die Bahn wegzieht.

Vanessa von der Lieth begreift den neuen Stadtteil Mitte Altona als Chance für die Kirche vor Ort, anders aufzutreten, auf die Menschen zuzugehen und ein neues Miteinander zu entwickeln. „Da passt es, dass ich ein Faible für Vernetzungsarbeit habe“, sagt sie.

## Die Kirche als neue Mitte

Nutzung statt Leerstand



**Aus der Bethlehemkirche** in Hamburg wurde ein Kindergarten. Foto: epd-bild/Stephan Wollocha

**An Kirchen und kirchlichen Gebäuden hängen die Herzen ganzer Generationen. Deswegen kann ihr Verkauf oder gar ihr Abriss immer nur der letzte Schritt für Gemeinden sein, die sparen müssen. Mitunter eröffnen sich aus der Notsituation jedoch auch neue, ganz ungeahnte Nutzungsperspektiven – wenn Nachbarn und andere Akteure im Stadtteil oder im Dorf an dem Prozess beteiligt werden. Im besten Fall rückt die Kirche dadurch sogar wieder ins Zentrum und wird zu einem Gewinn für die Stadtentwicklung.**

Von Sven Kriszso

**Hannover/Bassum/Lüneburg.** Die Kirchengemeinde Bassum hat seit einiger Zeit einen Standort weniger. Vor rund zwei Jahren musste sie ihr Ensemble aus Gemeinde- und Pfarrhaus in Neubruchhausen, einem Dorf wenige Kilometer von Bassum entfernt, aufgeben. „Man sieht es immer mit einem weinenden Auge, wenn die Kirche sich zurückzieht“, sagt Knut Laemmerhirt, Vorsitzender des Kirchenvorstands. Doch die Finanzlage der Gemeinde habe den Verkauf und die Umnutzung als Wohnhaus nötig gemacht. Die Gemeinde habe es ruhig aufgenommen. Und so möchte Laemmerhirt auch nicht von einer Lücke sprechen, die durch den Rückzug gerissen wurde. Das Gemeindehaus sei in den vergangenen Jahren wenig genutzt worden. Außerdem gebe es ja nach wie vor die Kirche aus den 60er-Jahren in Neubruchhausen, so Laemmerhirt weiter. Ein neues Gemeindehaus neben der Stiftskirche in Bassum sei auch gebaut worden. „Deswegen lacht das andere Auge. Und die Freude über das Neue überwiegt.“

Nicht überall gestaltet sich die Umnutzung von Kirchen und kirchlichen Gebäuden, deren Unterhalt die Finanzen der Gemeinde übersteigt, vergleichsweise ruhig. Nicht überall können Kirchen zu Studentenwohnheimen umgenutzt werden, wie es derzeit in Hannover-Linden geschieht, oder zu einer Synagoge umgebaut werden wie vor zehn Jahren in Hannover-Stöcken. Nicht überall werden Kirchen zu Kindergärten wie in der Hamburger Bethlehemkirche oder zu Jugendgästehäusern wie in Köln. Stattdessen droht eine Lücke. Doch welche Alternativen bleiben zum Verkauf oder gar zum Abriss, die für die Stadtentwicklung ein Gewinn sind?

Um das herauszufinden und dabei möglichst noch ein wenig kreativer als bisher zu werden, hat die hannoversche Landeskirche die Initiative Gemeinwesendiakonie ins Leben gerufen. Sie soll Gemeinden ermuntern und dabei beraten, sich mit Nachbarn und anderen Akteuren im Stadtteil oder im Dorf zusammenzutun und gemeinsam nach neuen, kreativen Nutzungsmöglichkeiten zu suchen. Unter den 15 Kirchengemeinden, die die Gemeinwesendiakonie derzeit in Niedersachsen – auch im Bereich der Landeskirche Braunschweig – berät, gehört die Paul-Gerhard-Gemeinde in Lüneburg. „Hier gibt es ein gut genutztes Gemeindehaus, aber eine viel zu große Kirche“, sagt Peter Meißner, der die Initiative leitet. „Diese Ausgangslage wollen wir nutzen, damit die Gemeinde zu einem Zentrum im Stadtteil wird“, so Meißner weiter. Die Gemeinde sucht daher intensiven Kontakt zu den Menschen vor Ort, denn sie sind es schließlich, die wissen, was sie brauchen, und die die Gebäude nutzen sollen. „Wir hatten dazu einen Werkstatttag. Jetzt denkt eine Projektgruppe weiter. Spinnen ist erlaubt“, sagt Meißner.

Nicht nur für die Gebäude entstehen durch diese Herangehensweise neue Perspektiven, sondern auch für die Gemeinden: „Der Beteiligungsprozess ist ein Türöffner für die Kirche. Er zeigt, dass die Kirche ein Nachbar ist und sich für die Lebenssituation der Menschen interessiert.“